

Von der Nachtseite der Gesetze

Eine Vorrede zum schwarzen Humor

Thomas Raab

*Jeder Satz, der nicht mit »Ich« beginnt,
scheint sehr geheimnisvoll –
ist aber eine Lüge!*

Tatjana Raskolnikova

Keine Geheimniskrämerei mehr! Ich entscheide mich also, diese Vorrede *treuherzig* zu schreiben. Ich entscheide mich dafür, namentlich die Biologie, die Psychologie und die Soziologie, sogar die Religion *ernst zu nehmen*. Ich könnte mich auch dagegen entscheiden.

Es mutet merkwürdig an, André Bretons berühmte oder – besser: – legendäre *Anthologie des schwarzen Humors* heute zu lesen. Dieses sittsame Buch wurde 1940 verboten?

Freilich galt es damals, der wenigstens noch als Attitüde der Herrscherschicht erdrückenden »Bürgerlichkeit« entgegenzuhalten, dass sie mit ihrem »guten Geschmack« nicht nur wenig geschmackvolle sexuelle Motive, sondern auch handfeste Macht- und Geldinteressen kaschiere. Freilich wollte man, auf gut Hegelianisch, den Menschen aus seinem Ideenkäfig befreien. Und freilich warfen die schlimmsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte bereits ihre Schatten voraus. Hinter vorgehaltener Hand, geheim, kaum merklich, weil durch gesetzliche Strafe bedroht, musste man daher wohl in kodierte, bisweilen augenzwinkernde Kritik, in die Kunst ausweichen. Und dies, so rekonstruiere ich die kryptische Rede Bretons, geschah eben auch durch »schwarzen Humor«.

Nun wäre es, um auf heute zurückzukommen, nur allzu einfach zu behaupten, ebendieser schwarze Humor sei seit damals, wie ja alle Kunstgattungen *en gros*, in die Populärkultur »herabgesunken«. Wie gut man das Phänomen in seinen künstlerischen Facetten als schwarzromantische Form der individuellen Selbstbehauptung gegen Masse und Macht ableiten kann (Graulle), so gemein

aus: Thomas Raab (Hg.), *Neue Anthologie des schwarzen Humors*.
Wiesbaden: marixverlag 2017m 9-34.

ist es heute als *Zeitgeist* ganzer Gesellschaftssegmente von diesem schichtspezifischen Ursprung abgeschnitten worden. Positiv ausgedrückt: Der schwarze Humor hat sich als *Lebenseinstellung* emanzipiert. Dafür musste sich seine Aristokratie in noch winzigere Nischen als zu Bretons Zeiten zurückziehen. Schwarzer Humor »ist Pop«.

Aber ist diese Humorform in ihrer epidemischen Phase immer noch, wie Gerd Henniger so trocken wie richtig feststellte, eine Form » gespielter Aggressivität«? Muss man sie nicht vielmehr – (auch) vor dem Hintergrund der viel größeren Weltbevölkerung, die zudem viel mehr Information voneinander erhält – in der *Brutalität der Alltagsmeldung*, der faktischen Unmenschlichkeit des gegenseitigen Umgangs, den Berichten vom alltäglichen realen Versagen der Technik, die in den Augen einiger verträumter Utopisten (Kurzweil) kurz vor ihrer Allmacht stehen soll, erkennen? Flugzeuge verschwinden! Die Polizei metzelt »der Abschreckung wegen« ohne richterlichen Befehl – aus Rache und fürs Fernsehen! Der Schwarmnarzissmus im »sozialen Netz« duldet keinen »anderen« (Twenge und Campbell)! Schon gar keinen anderen Gedanken.

Die Massenmedien haben das Grauen zum Alltag gemacht. Wenn Perversion, Exzess und Gefahr aber nicht mehr nur aufseiten exzentrischer Träumer und Künstler spielerisch zu Buche stehen, was bleibt da noch dem Bildungs-Sarkasten? Kurz, gibt es noch echt schwarzen, d. h. kritischen Humor?

Ich meine, in der derzeitigen Welt, in der, angesichts der ökonomischen Möglichkeiten, Brutalität *auszuleben*, fast alles, was nicht real brutal ist, und das ist in den reichen Ländern fast alles, als sarkastisches Spiel gedeutet werden kann, muss die erzieherische Aufgabe des schwarzen Humors sein, *der Realität zu ihrem Recht zu verhelfen*, und nicht – wie zu Bretons Zeiten – der Realität Spiel, Phantasie und Traum entgegen zu halten. Die aufklärerische Aufgabe des echt schwarzen Humors hat sich durch die Massenunterhaltung um 180° gedreht!

Dies war, neben Erkenntnis und Ruhm, meine Motivation, auf Anfrage David Zettlers, auf den die Idee zur *denkerischen* Aktualisierung des Klassikers Bretons zurückgeht, diese *Neue Anthologie des schwarzen Humors* zusammenzustellen. Die neue Aufgabe

zwingt mich indes, nicht Geheimnis zu kramen und also cool zu bleiben, sondern eine kleine Theorie des schwarzen Humors zu skizzieren.

Witz und Humor

»Darüber schreibt man nicht«, aber dennoch ...

Da Humor ein psychisches Phänomen ist, wird man eine psychologische Definition verlangen dürfen. Viel ist darüber geschrieben worden, dass Witz und Humor nicht zu verwechseln seien. Wiewohl ich einsehe, dass beide Worte zwar im Alltag gut zu brauchen sind, aber (noch) keine strenge Definition zulassen, meine ich anhand meiner Selbstbeobachtung doch einige Unterscheidungen treffen zu können.

Der Witz ist in seiner (auch physiologisch merkbaren) Unmittelbarkeit an *bestimmbare* Reize, äußerliche, meist Worte, oder aber *introspektiv bestimmbare* Gedanken gebunden. Ihn kann man im Gegensatz zum Humor vergessen. Humor hingegen ist langfristiger und vager. Er ist eine *Einstellung* (Raab) und die damit zusammenhängende *Erlebnisweise*, die allerdings zum Witz neigt. Dieser »Witz« – seit dem 17. Jahrhundert in der Bedeutung des englischen *wit*, Gewitztheit – kann sich, aber muss sich nicht äußern, ja nicht einmal an den Gesichtszügen des Humoristen oder der Humoristin ablesbar sein. Der Witz als Äußerung ist also immer an andere gerichtet und daher kommunikativ, der Humor hingegen kann auch – im Extremfall permanent – nach Innen gerichtet sein (Freud 1927).

Über die Grundtendenz des Witzes ist bis heute von Freud am meisten Brauchbares gesagt worden. Der allgemeinspsychologische Hintergrund des Witzes wie auch jedes Humors ist psychoökonomisch. Zweifelt man an diesem Fundament, das immerhin eine Verschränkung von Witz, Denken und biologischem Substrat ermöglicht, gleitet das Philosophieren schnell in wahlloses Konfabulieren (»objektiver Humor« bei Hegel usw.).

Allein das *Erleben* einer Sache unter einem Aspekt, der die Sache in ein »helleres«, distanzierteres, bisweilen sogar metaphysische »Höhen« streifendes Licht stellt, *erspart* unmittelbar Leid, Ärger

und Frustration. Diese Ersparnis betrifft die mentale Kapazität und äußert sich körperlich als Wohlgefühl. Sie bildet auch die therapeutische Basis des Humors. Da der Witz auch eine soziale Funktion besitzt, wird die frei werdende Kapazität oft umgemünzt in eine symbolische Überlegenheit über den Witzgegenstand. Wie man leicht erkennen kann, ist der Witz daher eine Erkenntnisoperation, deren »Arbeit« (beinahe) als Ganzes unbewusst geschieht. Der Humor wiederum ist die habituelle Einstellung, Unangenehmes in Witz »umzufühlen«.

Wenngleich mir die einfachste Witzstufe, das Kitzeln, so säugetierartig erscheint, um auch anderen Spezies als dem Menschen Humor zubilligen zu können, ist fraglich, ob man Humor nicht besser auf genuine Erkenntnisoperationen beschränken soll. Immerhin scheinen alle Säugetierarten eine »Spieleinstellung« zu haben, in denen ihre Handlungen *intern anders orientiert* sind als während der »ernsten Einstellung« (Burghardt). Ob dieses Spiel der Tiere, das funktional natürlich ins Kapitel »Lernen« fällt, von nicht-menschlichen Säugetieren aber *erlebt* wird, ist kaum eruierbar. Der Kitzel des Witzes, d. h. die Lust am harmlosen Orientierungsverlust, scheint jedenfalls auch bei Säugern der Langeweile entgegenzuwirken, dessen niedriger Tonus vielleicht alle zu wenig stimulierten Organismen zu befallen droht. Witz und – beim Menschen: – Humor mögen also sogar biologisch notwendig sein. Ob sie als solches immer adaptiv, also eine für den Organismus oder die Gruppe lebensfördernde Sache sind, darf indes bezweifelt werden. Die Wiederholbarkeit witziger Stimulation weist in Richtung Suchtverhalten, das *an sich* weder adaptiv noch nicht-adaptiv ist, sondern je nach Kontext unterschiedlich zu werten wäre.

Obwohl die Witzmechanik undurchsichtig ist, kann der erwachsene Mensch, wenn er möchte, wenigstens einiges seiner »Humorarbeit« indirekt durch Folgerungen aus dem eigenen Erleben erschließen. Sehr häufig wird in der Psychologie des Humors diesbezüglich der Ausdruck »Inkongruenz« erwähnt (Schopenhauer, vgl. Ruch). Eine Äußerung oder Situation passe nicht in die aktuelle »Erwartung«, was, sofern es in einem erwirtschafteten Spielraum stattfindet (Huizinga), der objektiv und subjektiv vor Unbill schützt, zu einer Art »Kitzel« des Wissens führt.

Mir scheint indes das Humorerleben genauer mit der Annahme beschrieben, dass ein *neuer Aspekt* auf eine spontan nicht assimilierbare oder irritierende Sache angestoßen wird, unter dem die Sache besser berechenbar und daher *sparsamer* assimilierbar erscheint. Die kognitive Ursache von Witz und Humor wäre dann nicht das *Unverstehen*, sondern dass *Umverstehen* einer Sache. Die dadurch bewirkte körperliche Entladung, welche sich öfters als Lachen äußert, aber nicht äußern muss, rührt von der Energieersparnis, die, um die Irritation zu beseitigen, andernfalls in problemlösendes Denken fließen würde. Ein Orientierungsverlust und die mit diesem einhergehende Energiemobilisierung, im psychologischen Jargon »Affekt« genannt, sind daher somatisches Hauptmerkmal von Witz und Humor (Freud 1905).

Schwarzer Humor ist, wenn man trotzdem lacht

Wenn der Humor eine, aus einer habituellen Einstellung resultierende Erlebnisweise ist, so ist dies auch der schwarze Humor. Als solche bewirkt er episodisch eine Stimmungslage, die einen bestimmten, eben schwarzhumorigen Aspekt auf *alle* Gegenstände ermöglicht. Bei aller Vagheit rechtfertigt den Begriff, dass man deutlich *verspürt*, wenn man etwas unter diesem Aspekt erlebt.

Was kommt zum Humor dazu? Offensichtlich erscheint mir die defensive Haltung bei gleichzeitig aggressiver Tendenz des schwarzen Humors, der zudem rhetorisch an andere Menschen appelliert, um sie zur eigenen Einstellung zu überreden – selbst wenn einem diese selbst nicht explizit klar ist.

Allein deshalb wirkt der schwarze Humor tragikomisch. Anders als andere Humore ist er immer widersprüchlich. Etwas Tragisches wird durch distanzierte Haltung komisch – oder umgekehrt – und als solches genießbar. Der auf Dur gestimmte Mensch hört eine Moll-Melodie und unterlegt sie mit Dur-Kadenzen – oder umgekehrt. Das Ergebnis ist – wen wundert's? – spannungsreich.

Was kommt *noch* hinzu? Während der Humor allgemein jede *beliebige* Sachlage zum Motiv haben kann, hat der schwarze Humor immer ein *bestimmtes* Ziel oder Motiv. Seine Hauptausdrucks-

form ist daher, in Freuds Diktion, der tendenziöse Witz, wenngleich dieser oft nicht zum Lachen ist. Der Schwarzhumorist lehnt sich gegen etwas Bestimmtes auf, das »mächtiger« ist oder scheint als er. Er rebelliert gegen etwas Starres, etwas Fixes, das er wenigstens ansatzweise begreift, aber durch eigenes Vorgehen nicht zu ändern vermag. Der schwarze Humor ist daher der typische Humor der unterdrückten Eliten.

Jedenfalls müssen die psychischen und sozialen Voraussetzungen des schwarzen Humors insofern getrennt betrachtet werden, als letzte wenigstens für die jeweilige Epoche und Kultur für alle gültig sind, während erstere je nach Persönlichkeit anders lagern – und daher zu unterschiedlichen Äußerungen führen, wie in der *Neuen Anthologie des schwarzen Humors* deutlich wird.

Die psychische Funktion des schwarzen Humors

Die innere Ökonomie desjenigen, der die Welt mit den Augen des schwarzen Humors sieht, besteht im Aspektwechsel, der es ermöglicht, sich von bedrohlichen »Sachverhalten« zu distanzieren und sie damit habituell ins Ästhetische zu verschieben. Dadurch erscheint seine Lebenssituation *als Ganzes*, eingerechnet seiner Pläne und Selbsteinschätzung etc. weniger bedrohlich. Die damit ersparte und frei werdende Kapazität wird, wie fiktiv sich ihre Wirkung in der Realität erweisen wird, als angenehm empfunden. Mehr mentale Kapazität heißt auch mehr Macht (im Sinn von Möglichkeit).

Die heikle Frage – und zugleich die Ursache, warum Monsieur Breton und überhaupt alle Schwarzhumoristen bisher geheimniskramen – ist, vor welchem konkreten ideellen *Hintergrund* denn etwas als bedrohlich erscheint. Diese Frage stellt sich insbesondere in einer Zeit, in der es keine verbindlichen metaphysischen Werte mehr gibt, und jeder Werthintergrund argumentativ »schwach« sein wird, da es ohne fixe Metaphysik ja keine Letztbegründung geben kann und man im Konventionellen bleiben muss (Hoffmann). Gerade dieses Wegfallen einer Letztbegründung durch die Aufklärungsphilosophie und die daraus folgende subjektive Krise,

ist das Hauptmotiv für den dunkelbunten Fächer des schauerromantischen Ausdrucks gegen Ende des 18. Jahrhunderts, dessen cooler Bruder der schwarze Humor ist. Das Dunkle, Grausame, Unheimliche resultiert aus einer neuen Unverbindlichkeit der Grundwerte (Jentsch). Man kann sich auf nichts und niemanden verlassen. Fällt die verbindliche Moral der Religion aus, bleiben nur noch Wackelgaranten wie das staatliche Rechtssystem. Umgekehrt muss dem Staatsgläubigen indessen der schwarze Humor gerade wegen seiner »Grund- und Bodenlosigkeit« kindisch vorkommen.

Die fehlende Begründbarkeit ist nicht nur die Hauptursache, warum der *wirkliche* schwarze Humorist, für den der schwarze Humor die einzige, ungebrochene Einstellung ist, das Argument scheut. Für diesen *Wirklichen* ist der schwarze Humor, solange es die objektiven Umstände ökonomisch erlauben, wie eine unmerkliche Kontaktlinse, die er nie ablegt. Der schwarze Humor wird zur »Seinsweise«, zur impliziten Metaphysik. Außerdem mindert jedes Argument – im Übrigen auch für den weitaus selteneren *skeptischen, weil bewussten* Schwarzhumoristen – nicht nur bisweilen das eigene Wohlbefinden. Es gibt auch eine politische Zielscheibe ab, auf die *der Feind* zielen kann. Mehr dazu im nächsten Abschnitt. Die Argumentation, die *ich* hier beispielsweise als Vorrede vorbringe, macht *mich* unzweifelhaft einschätz- und damit angreifbar. Die schleichende Subversion hingegen ist der normale *modus vivendi* des schwarzen Humors.

Allein die Tatsache, *wie* ich das Problem hier behandle, zeichnet mich füglich als Zweifler aus, wenn nicht an der ästhetischen, so doch an der politischen oder gar – wie bei Breton – metaphysischen Wirksamkeit des schwarzen Humors. Allerdings kann man keine Sache analysieren, der man vollständig anheim gefallen ist und die daher die eigene Erlebnisweise ausmacht (Sontag). Der Analytiker muss auch seine eigene Einstellung bezweifeln, sich selbst gegenüber Misstrauen hegen. Schwarzer Humor und Analyse schließen sich zu großen Teilen aus. Die Analyse kann witzig sein, wird aber – als Ordnung – ihrerseits Ziel des schwärzesten Humors werden. Die Psychologie des schwarzen Humors findet innerpsychisch keinen Boden. Was ist dann ihr Fundament?

Der (a-)soziale Aspekt des schwarzen Humors

Dass die innere Denk-Ökonomie also von der äußeren Ressourcen-Ökonomie und damit nicht nur dem persönlichen, sondern auch dem gesellschaftlichen Wohlstand, der ja den Rahmen des ersten absteckt, abhängt, verweist sogleich nachdrücklich auf den sozialen Aspekt des Humors im Allgemeinen und des schwarzen Humors im Besonderen. Als Einstellung ist der schwarze Humor der aggressive Bruder der Melancholie. Beide sind sie »coping strategies« von (vermeintlich) Unterdrückten, denen bei aller Unterdrückung, die vielleicht auch nur aus dem subjektiven Unterschied zwischen Selbsteinschätzung und Wertschätzung durch eine Autorität besteht, ein gewisser Spielraum zugestanden bleibt. In diesem dürfen sie schalten und walten. Verarmt der Mensch gänzlich und verliert diesen Spielraum, so geht ihm zumeist, wie man in Wien sagt, »der Schmah aus«, und geboren ward der wirklich Aggressive – der Revolutionär.

Kurz gesagt, der schwarze Humor besetzt eine Nische im breiten Spielraum der Ästhetik. Er setzt, anders als nichtaggressive Humorarten – die auf harmlosen und optimistisch grundgestimmten Gedankenexperimenten beruhen und »liebvolle« oder naive Wechselbeziehungen voraussetzen (Martin et al.) – ein Überlegenheitsurteil voraus, das, solange es nicht bewusst wird, Überlegenheitsgefühl genannt werden muss. Er ist »kritisch«, wenn man, wie im Abendland üblich, Kritik als Manipulierenwollen der Außenwelt im Gegensatz zum Manipulierenwollen der eigenen Einstellung versteht. Das Überlegenheitsgefühl ergibt sich aus dem gemeinsamen Ziel der Kritik der Gruppe.

Wie jede Form des Humors schweißt der schwarze Humor nämlich jene zusammen, die ihn verstehen oder auch nur zu verstehen vorgeben. Letzteres ist nicht zu vernachlässigen. Der Lehrling des schwarzen Humors wird zu einem Komplizen und tritt in eine Art Geheimbund ein, der den Selbstwert seiner Clubmitglieder zu steigern im Stande ist. Fast alle Novizen »esoterisch« cooler Subkulturen ahmen daher in ihren Lehrjahren den *Stil* der Gruppe, der sie aus ihnen meist undurchsichtigen (sexuellen, devianten, therapeutischen) Gründen angehören wollen, schlicht und einfach

nach. Zur Subkultur wird der schwarze Humor im Speziellen durch seinen deutlich *appellativen* Charakter, wie er sich in Gruppensoziolekt, Mode, Musik, Bezugsliteratur etc. abbildet. Die in der Hierarchie der Gruppe oben Stehenden stellen mit ihrem Stil gleichsam eine Frage an die unten Stehenden, die mit demselben – oder wenn sie Führer zu werden beanspruchen – einem gar verbesserten Stil antworten (Janis).

Wem gegenüber fühlt sich nun aber die Gruppe überlegen? Das Besondere am schwarzen Humor als Geheimbund ist meiner Meinung nach, dass er ein *soziale Gruppe Asozialer* ist, da seine Werte gegen den Mainstream und die Gesetze gerichtet sind. Hier offenbart sich der nächste Widerspruch. Die Gruppe der Schwarzhumoristen eint der Konsens, gegen den Konsens zu sein. Von seinen Werten her betrachtet, unter psychologischem Blickwinkel also, sollte der Schwarzhumorist einsam sein, während er unter dem sozialen Aspekt stark gruppenorientiert agiert. Dieser Widerspruch zeichnet den schwarzen Humor wohl als Merkmal des »Menschen in der Revolte« aus, dessen Sitten bereits in die neuen Formen wachsen, die zugleich aber – mangels neuer Theorien – noch in den überkommenen Kategorien verstanden werden müssen (Camus). Ein Übergangswesen – eingespannt zwischen einem Willen, der *revolutionär* in die Zukunft strebt, und einer Einstellung, die an Werten der Vergangenheit hängt – an der »Menschlichkeit« (wie wir sie nannten).

Vom Standpunkt der Macht und der gesellschaftlichen Stabilität ist verfassungsgemäß freilich entscheidend, dass Subkulturen solide in den ihnen zugestandenen Spielräumen verbleiben. Nur *in diesen Spielräumen* darf der Eindruck, frei zu sein und mehrere Optionen zu besitzen, entstehen. Doch selbst diese laut Breton »höchste« Freiheit verlangt so schnöde wie menschlich nach der Einschränkung durch ein Motiv. Bleibt dieses bei einem Geheimbund wie dem schwarzen Humor auch oft unausgesprochen, meist sogar unbewusst, so lässt es sich doch immer aus der *Schlüssigkeit* von Verhalten und Äußerungen rekonstruieren. Gelingt dem Schwarzhumoristen überdies diese Motivsetzung nicht, droht umgehend innere Erosion – Melancholie, die sich in allzu starren Regelspielen, Zeremonien und Ritualen äußert, die den

Ziellosen die Langeweile vertreiben müssen (Lepénies). Der schwarze Humor erschläft zur Melancholie. Er ist in dieser Hinsicht viriler und vor allem *hoffnungsvoller* als letztere, hat er doch, wenigstens implizit, Werte.

Der Werte-Hintergrund

Ein »Wert« ist eine gesellschaftlich durch äußere Umstände und ideologisches Fummeln entstandene Einstellung zu beinahe allen Wahrnehmungs- und Denkgegenständen und Handlungen, die sehr grobe Ja/Nein-Entscheidungen ermöglicht. Da der »Wert« die Welt dadurch wie ein Rasiermesser in abzulehnende und anzunehmende Dinge teilt, hilft er, mentale Kapazität zu sparen. Werte werden durch existentielle Erlebnisse (Dressur, kindliche Schocks, Traumata) geformt, sinken danach aber ins Implizite ab. Wird er formuliert, wie es Religionen oder politische Parteien bisweilen recht ungeschickt tun, stellt sich der »Wert« als weitreichende Theorie heraus, deren Grundbegriffe unbeweisbar oder bisweilen undefinierbar (und also streng genommen gar nicht »begrifflich« sind). Kurzum, Werte sind sehr weitreichende, meist unausgesprochene oder geheime Einstellungen, die nicht bis ins Letzte widerspruchsfrei rechtfertigbar sind, aber nichtsdestoweniger als *ökonomisches Fundament* widerspruchsfreier Theorien dienen, ja notwendig sind (Nishitani).

Ich habe oben festgehalten, dass der schwarze Humor als Einstellung eine Außenseiterlage voraussetzt. Ob diese »objektiv« oder bloß in der Phantasie besteht, ist insofern egal, als »Außenseitertum« wie sein putatives Gegenteil »Konformität« definitionsgemäß nur relativ zu einem demographisch größeren »Mainstream« bemessen werden können (Jahoda). Allein aufgrund unserer gemeinsamen physiologischen Voraussetzungen bleiben selbst weit abweichende Verhaltensweisen überraschend normal. Im Rahmen einer Gesellschaftstheorie, die Stabilitätsschwankungen zulässt, solange diese nicht die Sitten erodieren, wären diese sogar »sozial«, weil Kohärenz fördernd.

Unter so anthropologischem Blickwinkel wie dem der Denk- und damit der Humorfähigkeit bleibt die Kultur daher immer ein Sahnehäubchen auf dem Verhalten. Doch bei aller Allgemeinheit der Funktionsweise des Humors – ich nehme z. B. an, dass es Humor, auch schwarzen, ebenso in Stammesgesellschaften gegeben haben wird – kann sein jeweils konkreter Ausdruck nur verstanden werden, wenn man seinen kulturellen Hintergrund in großen Stücken teilt.

Die feine Klinge des schwarzen Humors schneidet füglich nur zwischen einer In- und einer Out-Gruppe, die sich einstellungs- und verhaltensmäßig sehr ähnlich sind, aber beträchtliche *Prestigeunterschiede* aufweisen (Festinger). Er ist, ganz allgemein, ein Konkurrenzprodukt. Für die Kultur des säkularen Westens kann ich die Außenseiterlage allerdings psychologisch präzisieren. Zum schwarzen Humor neigen Außenseiter, die ihre Meinung nicht bloß für unterschätzt, sondern für *objektiv besser* als die Meinung der herrschenden Gruppe halten. Schwarzhumoristen fühlen sich geistig überlegen, sind es aber faktisch nicht. Sie *tauschen* Macht/Vermögen gegen das Überlegenheitsgefühl – d. h. »kulturelles Kapital« (Bourdieu). Freilich wird es hin und wieder vorkommen, dass der eine oder andere *tatsächlich* erkenntnismäßig überlegen ist, nämlich wenn seine Vorstellung des den Humor betreffenden Sachverhalts unter jedem denkbaren Aspekt langfristig für mehr Menschen mehr Vorteile bringt. Dennoch: Der soziale Aspekt des schwarzen Humors, sein an Gleichgesinnte gerichteter Appell, ist so wichtig, weil man als Einzelner, der seine Meinung über die einhellige Meinung der Macht stellt, selbst wenn sie stimmt, per definitionem *verrückt* wäre. Der Notausgang ins Pathologische, wie ihn beispielsweise Bretons geheimnisvolles Vorbild Jacques Vaché genommen zu haben scheint, ist, so gesehen, an einer ganz bestimmten Stelle im Raumschiff des schwarzen Humors installiert. Er befindet sich genau dort, wo man seinen Humor, was ja beim schwarzen Humor aufgrund seines implizit metaphysischen Unterbaus nur konsequent wäre, niemandem mehr mitzuteilen gedenkt.

Ich vermute übrigens, dass Breton, gerade weil ihm diese letzte Konsequenz, die ihn zum – freilich die Verrücktheit riskierenden – Geistesaristokraten gemacht hätte, fehlte, für Alter Egos wie Lau-

tréamont, Jarry, Duchamp oder eben Vaché schwärmte. Im Vergleich zu diesen Charakteren wirkt Breton mit seiner »linken« Politik auf Basis eines *stabilen* metaphysischen Werte-Hintergrunds (Leben! Freiheit! Phantasie! Sehnsucht! Sieg!), der im Zeitalter einer Verwaltung, die »Fehlverhalten«, »Verbrechen« und »Pannen« statistisch einkalkuliert, ja wohl nicht fortschrittlich genannt werden kann, in der Tat eher parvenühaft (Polizzotti). Irgendwo in diesem Gebiet liegt auch die feine Grenze zu einer noch vertrackter nach Innen geneigten und noch esoterischeren Einstellung und Erlebnisweise – dem Dandytum. Auch der Dandy sucht Distanz vom Zwang. Doch ist er auf der Flucht in sein Inneres, während seine äußere Politur die anderen beeindrucken und dadurch vom Leib halten soll (O. Wiener). Anders als der Dandy bleibt der nach außen gerichtete Schwarzhumorist, wie eitel er auch sein mag, nicht gerne mit sich allein. Der schwarze Humor verhält sich zum Dandytum wie der Blues zum Jazz.

Ist jeder Humor schwarz, weil jedem Humor ein sozialer Konflikt zugrunde liegt? Diesbezüglich bestätigende Ansichten wurden tatsächlich geäußert (Topor). Dann wäre der Begriff des schwarzen Humors allerdings überflüssig. Ich glaube dies jedoch nicht, da schwarzer Humor ja unzweifelhaft *erlebt* wird. Wenn es ihn aber gibt, worin unterscheidet er sich *inhaltlich* von anderen Arten des Humors?

Meinem Befund nach ist der Kern folgender: der Schwarzhumorist zweifelt an *Gesetzen*, die die Macht nicht nur für unumstößlich hält, sondern auf denen ihr Rückhalt in der, diese Gesetze glaubenden Masse beruht. Schwarzer Humor ist die implizite Behauptung der Kontingenz dieser Gesetze. Daher der subversive Unterton. Und dies weist, wie ich später versuchen werde zu zeigen, auf einen weiteren Widerspruch: Auch die Kontingenzbehauptung muss – und wenn es Tausend postmoderne Philosophinnen anders wollen – auf einem ideellen und logischen Fundament stehen, das wenigstens temporär nicht kontingent ist. Und sei dieses logische Fundament auch eine aus dem Himmel geholte Metaphysik.

Zur Geschichte des schwarzen Humors

Derart als Einstellung definiert gibt es den schwarzen Humor, wenn auch nicht unter demselben Namen, seit Menschen denken und in hierarchisch geordneten Gruppen leben. Er ist sowohl zeitlich und kulturell eine anthropologische Konstante. Bretons Genealogie, die mit Swift 1729 beginnt, muss falsch sein. Wiewohl der vorromantischen Groteske beispielsweise das Entsetzen und die metaphysische Verbissenheit fehlte, die den schwarzen Humor auszeichnen (Bachtin), ist doch die antigesetzliche, asoziale Einstellung sein eigentliches Definiens. Und derartige Einstellung gab es, allein aus sexuellen Gründen, bereits in Stammesgesellschaften (Malinowski). Ich habe daher auch in die *Neue Anthologie* Werke aus allen Epochen bis zurück in die griechische Antike aufgenommen.

Zur jüngsten Geschichte seit dem Zweiten Weltkrieg sei nur ein Seitenhieb erlaubt. Er bezieht sich auf das offensichtliche Verschwinden der bis in den Existentialismus so wichtigen Koketterie mit dem »Bösen« – dem Sade-Stirner-Strang sozusagen. Nicht Bretons Auswahl, sondern auch die Tatsache, dass Lautréamonts *Mal-doror* zeitlebens eines seiner Lieblingswerke blieb, deutet an, dass diese Koketterie mit dem *vorsätzlich die Interessen Dritter schädigenden Verhalten* bis weit ins 20. Jahrhundert ein zentrales Motiv des schwarzen Humors war. Dieses, fällt mir auf, gilt in heutiger Zeit als kindisch und zwar nicht nur vonseiten des Staatsgläubigen und des Moralisten, sondern sogar in den Augen des Outlaws und Punks.

Was ist geschehen? Wieso ist es heute nicht mehr schick, beispielsweise mit der Verführung einer Minderjährigen zu kokettieren, *damit* man sie hernach ins Unglück stürzen kann? Eine umfängliche historische Antwort erforderte ein ganzes Buch einschließlich Quellenstudium und Mentalitätsentwicklung. Das kann hier selbstverständlich nicht geleistet werden. Eine Vermutung sei dennoch erlaubt: Das Wüten der Nazis und der Bolschewisten hat diese Koketterie wohl für lange Zeit auch ästhetisch entwertet. Hitler und Stalin haben mit dem »Bösen« nicht mehr nur kokettiert, sondern die Überwindung dieser Koketterie und

den Übergang zur echt »bösen« Handlung als heroische Tat überhöht. Solange dies nicht vergessen ist, wird *Maldoror* nicht zurückkehren (Roth, R. Wiener).

Ordnung in den Ordnungshass: Motive und Mittel

Es mutet vorderhand seltsam an, dass nicht nur Breton, sondern auch seine Mitstreiterinnen und Mitstreiter nicht sehen konnten oder nicht sehen wollten, dass nicht nur zwischen den einzelnen schwarzen Humoren Regelmäßigkeiten bestehen, sondern die Ziele des schwarzen Humors selbst Regelmäßigkeiten, i. w. S. Gesetze sind. Die Zielscheibe jedes schwarzen Humors ist sehr auffällig immer etwas als starr Empfundenes und daher das Erleben Einschränkungendes. Es ist ein *sanktioniertes Gesetz*.

Der schwarze Humor ist füglich die Nachtseite der Gesetze (Schubert), der Anarchismus der Spieler. Die *innere* Verwandtschaft zu Dandytum und Melancholie tritt mit dieser These deutlicher zutage, denn jedes Gesetz ist nichts anderes als eine *Ordnung*, etwas für den Einzelnen Unveränderliches, Mechanistisches. Schwarzer Humor wie Melancholie wiederum sind eine Reaktion des durch diese Ordnung in der Handlung gehemmten Akteurs (Lepénies). Der Schwarzhumorist sehnt sich mithin nach nichts weniger als nach – »Freiheit«.

Nun, im Zeitalter der Wissenschaft als Leitideologie wird jede Ordnung, egal ob sie »wahr« ist oder nicht, mit der Zeit zunehmen. Das Freiheitsgefühl sollte dementsprechend für denjenigen, der diese Ordnung, wenn auch nur implizit und unbewusst, zur Kenntnis nimmt, tendenziell abnehmen. Allein aus diesem Grund müsste der schwarze Humor seit dem Beginn des wissenschaftlichen Zeitalters zugenommen und immer mehr Bevölkerungsteile erfasst haben, wo er in vorromantischer Zeit ein elitäres Randphänomen war. Voraussetzung dafür ist natürlich, dass der Zwang, das Mechanistische also, wenn schon nicht klar erkannt, wenigstens verspürt wird. Doch keine Sorge: Wenn der Mensch einen unbestreitbaren Instinkt besitzt, dann besteht er im Verspüren von Zwängen, die ja durch Hemmung spontaner Aktivität direkt auf

den Körper wirken und als Unwohlsein spürbar sind. Unfreiheit zeigt sich am physiologischen Symptom. Sie ist nicht durch Philosophie abweisbar.

Die jeweilige Art des Gesetzes, gegen das durch schwarzen Humor revoltiert wird, kann indes sehr unterschiedlich sein. Nehmen wir des besseren Verständnisses wegen an, die Gesetze reichten von technisch anwendbaren Naturgesetzen (die freilich nie »objektiv« sein werden) bis zu willkürlich idiosynkratischen, höchstens durch Konsens einer durchsetzungskräftigen Gruppe sanktionierten Gesetzen (Zilsel). Die Skala spannte sich dann zwischen physikalischen Gesetzen über sozialstatistische und ökonomische Gesetze, historisch dokumentierte, aber unbeweisbar »dialektische« Gesetze bis hin zu Meinungs-Gesetzen, die der Commonsense *implizit* für unumstößlich hält.

Das Extrembeispiel für physikalische Gesetze wären die klassischen Gegenstände des schwarzen Humors wie Sex, Alter, Krankheit, Tod (und deren Cousins Mord, Gewalt und Grausamkeit). Das Extrembeispiel am anderen Ende der Skala wäre das Meinungs-Gesetz der Gesetze, namentlich die diktatorische Regierung, die *als* Gesetz *alle* Gesetze, selbst die wissenschaftlichen, willkürlich absegnet oder nicht. So wurden unter den Nazis oder den Bolschewisten auch die Naturwissenschaften erst von der Macht sanktioniert. Da wir im Augenblick nicht unter solchen Verhältnissen leiden, stehen in diesem Buch Jerofejew, Šklovskij, Ćosić und Badawi stellvertretend für eine ganze »Tradition« (vgl. Roth, R. Wiener).

Abgesehen von diktatorischen gehören zu den willkürlichsten Gesetzen, die diese Skala abschließen, auch Gruppenrituale, deren Zweck über Generationen obsolet geworden ist und die daher nicht mehr verstanden werden. Sie sind zu Leerformen versteinert, zu Atavismen im Dienste der Gruppenkohäsion, die hingegen genauso gut auch mit anderen Mitteln hergestellt werden könnte. »Kollektive Symbole« wie Staatsflaggen, Wappen, Kreuze, Halbmonde etc. gehören in ihrer Altertümlichkeit in diese Kategorie. Sie sind leicht erkennbare und daher von Aspiranten des schwarzen Humors nicht selten zu Übungszwecken verwendete Ziele.

Jedes Erleben und jeder Ausdruck des schwarzen Humors nimmt also wenigstens ein Gesetz ins Visier. Die *Mittel*, mit denen diese

unter Beschuss genommen werden, sind dagegen freilich je nach Autorin und Autor sehr verschieden. Ich versuche dennoch, nach den Motiven nun auch diese Mittel auf einer Skala anzuordnen.

Die Nullstufe des schwarzen Humors als Verteidigungsmittel ist das reine Nachahmen, d. h. Mimesis und Satire. Nullstufe nenne ich diese Formen, weil bereits Kleinkinder ihrer fähig sind. Wer hat noch nie jüngere Geschwister erlebt, die durch Nachäffen die Macht der älteren provozieren? Die Nachahmung reicht weit bis in die Erwachsenenwelt. Man denke nur an die »Schulbenotung« berühmter Menschen durch die Surrealisten oder daran, dass sie in Zen-buddhistischen Klöstern, die dem Humor oft nicht abgeneigt sind, emphatisch als Lehrmittel Verwendung findet (Hyers). Der Aspektwechsel rührt hier einfach daher, dass ein Gesetz durch jemand anderen – *jemanden ohne Macht* – ausgesprochen wird. Diese methodische Nullstufe kommt in meiner Auswahl u. a. durch realsatirische Einsprengsel zum Ausdruck, die aufgrund des Kontrasts zwischen hochentwickelter Technik und Fehlern in der menschlichen Anwendung dieser Technik wirken. Ich empfinde sie als »überdimensionale Hoppalas«: Das Gesetz der Verletzlichkeit und der relativen Kleinheit des menschlichen Körpers prallt hart gegen die mechanischen Kräfte, die sein Geist qua Technik freizusetzen imstande ist. Andere Einsprengsel sind journalistischer oder wissenschaftlicher Art.

An diese Nullstufe der Mimesis schließt nämlich in meiner Sichtweise – und das mag seltsam anmuten – die Naturwissenschaft an. Wo die Nachahmung (fremde) Gesetze nachplappert, dort stellt die Naturwissenschaft neue Gesetze für denselben Sachverhalt auf. Darin gleicht die neue der kritisierten alten Theorie. Während die Nachahmung allein durch die Verschiebung des Kontexts witzig wirkt, tut es die Wissenschaft durch die Präzisierung, die die neue Theorie bringt. Nicht selten wirft ein neues naturwissenschaftliches Gesetz dadurch ein humoriges Licht auf die Beschränktheit des alten, das von den inhärent trägen Institutionen oft noch eine Zeitlang vertreten wird. Man denke daran, wie der »Äther«, jenes hypothetische Medium der Lichtausbreitung, das lange Zeit in der Physik postuliert blieb, plötzlich durch die spezielle Relativitätstheorie obsolet wurde. Wie bitter muss sich der

Humor eines Physikers angefühlt haben, der sein bisheriges Leben der Theorie des Äthers gewidmet hatte! Nachgerade hellseherisch hat auch bereits Breton im Vorwort zu seiner Anthologie in typischer Übertreibung postuliert, jede zukünftige Wissenschaft müsse, wolle sie relevant sein, einen schwarzhumorigen Anstrich besitzen.

Am anderen Ende meiner Mittel-Skala veranschlage ich das – scheinbare – Gegenteil des Gesetzmäßigen, die rein dichterische, wenn möglich willkürliche Äußerung, die weder der Argumentstruktur noch einer Entsprechung in der konsensuellen Außenwelt bedarf. Sie kann fast vollständig hermetisch sein, ein Gedicht etwa, solange in ihr hin und wieder kleine Hinweise irrlichtern, die das anvisierte Gesetz in ein höhnisches Licht stellen.

Diese Methodenskala ist folglich eine erkenntnistheoretische Idealisierung. Sie reicht von wissenschaftlichen Formulierungen, die in der Wirklichkeit anwendbar sind, bis zum rhetorischen Humbug (Frankfurt). Dazwischen würde ich – von ersterer ausgehend – statistische Gesetze im Sinne von Demographie, Soziologie und Psychologie, hernach das philosophisch freie Argument, gefolgt von beschreibender Prosa, die das zu Kritisierende zeigt, aber nicht (anders) erklärt, anordnen.

Ein Vorbehalt: Die Skala ist insofern zu stark idealisiert, als selbst die Naturwissenschaften, wenn sie absolut gesetzt und dadurch – wie im Positivismus – zur Metaphysik erhoben, zu Humbug werden (Chase). Der Kern der Wissenschaft ist nicht, wie sehr oft falsch verstanden wird, die Objektivität, sondern die niemals endende, d. h. die *Institution der Kritik* an den aktuell postulierten Gesetzmäßigkeiten und Theorien (Kuhn). Genau diese »Selbstkritik« ist auch ein Merkmal des schwarzen Humors, und wer, wie beispielsweise Vaché, ins Absolute kippt, verliert dadurch seinen Humor.

Die sich aus den Skalen »Motive« und »Mittel« ergebende Ordnung habe ich jedenfalls zur Reihung der Beiträge verwendet, da mir eine chronologische Ordnung nicht nur pedantisch, sondern langweilig erschien. Nützlich war sie mir aber vor allem, weil die (zu) kurzen Einleitungen zu den Texten und ihren Autoren und Autorinnen dadurch systematischer möglich war. Unter der Rubrik

»Das Starre« nenne ich nun jeweils ihr putatives Motiv, unter jener der »Humormittel« die meiner Meinung nach auffälligsten Methoden.

Sehr schön enthüllte sich während der Sichtung des sehr umfangreichen Materials, von dem einen repräsentativen Querschnitt zu geben ich keinesfalls behaupte, der kulturell spezifische Gestus, mit dem sich der schwarze Humor je nach Region ausformt (vgl. Bloom). Unschwer wird der geneigte Leser sich selbst einen französischen, einen anglo-irischen, einen deutschsprachigen oder russischen Lesestrang zusammensuchen können (wobei letzterer mit Pussy Riot hätte enden können). Erst das Panorama, das sich hieraus öffnet, gibt den Blick frei auf das grundlegende Motiv – den denkerischen Kampf des Einzelnen mit den Gesetzen seiner Zeit.

Von der Endemie zur Epidemie: Schwarzer Humor als Pop

Genug des Denkens und zurück zur derzeitigen Popularität des schwarzen Humors! Es ist nämlich keine Kunst zu konstatieren, dass Breton mit seiner Voraussage Recht hatte, dass alsbald alle Kulturleistungen nur noch dann relevant wären, wenn sie einen schwarzhumorigen Aspekt besäßen. Der schwarze Humor ist von der endemischen in die epidemische Phase übergetreten. Warum aber wirken die von ihm gewählten Texte heute so harmlos?

Ich habe 2008 in meinem Buch *Avantgarde-Routine* auf die Tatsache hingewiesen, dass im rechtlichen und volkswirtschaftlichen Spielraum, der der Kunst heute zur Verfügung steht, mehr provokant intendierte Äußerungen denn je möglich sind. Allerdings hat die durch das »market splitting« verursachte Ausdifferenzierung unserer Überflussgesellschaft abgeschottete »Geschmacksmilieus« zur Folge. In diesen müssen aus anderen Milieus kommende Provokationen nicht zwingend gehört bzw. zur Kenntnis genommen werden. Die einst, unter der bürgerlichen Vorherrschaft mögliche Provokation versickert in den vielen Kleinmilieus. Kurz, die soziale Zielscheibe des schwarzen Humors ist nicht mehr starr

genug, um Provokation im großen Stil möglich zu machen. Es fehlt das humorlose Publikum! Der immer noch wachsende Wohlstand der »ersten Welt« bewirkt eine ästhetische Einstellung mittlerweile auch in solchen Vermögensklassen, die dazu vormals schlicht nicht die Mittel hatten (Ortega y Gasset).

Der schwarze Humor zu Zeiten Bretons schöpfte aber sein Provokationspotential daraus, dass er ein *Sakrileg* darstellte. Oft musste dieses Sakrileg so geheim, so versteckt und – im Falle Bretons, dessen ganzes Œuvre das christliche Erlösungsmotiv atmet – derart »quasikatholisch« formuliert werden, dass das bürgerliche Publikum die innere Ursache seiner eigenen Empörung nur dunkel geahnt haben mag. Vergessen wir nicht, dass Rechte von Minderheiten, Homosexuellen etwa, die uns besonders angesichts der »Ehedebatte« normal erscheinen, damals nicht nur nicht existierten, sondern viele dieser Gruppen unter schwerer Strafbedrohung lebten.

Mit der ökonomisch ermöglichten Liberalisierung großer Teile des zu provozierenden Publikums und der Isolierung der letzten Bürgerlichen in nur einem gesellschaftlichen Teilsegment in der Größenordnung von 15 % der Gesamtbevölkerung (Allgayer/Kalka), ist auch der schwarze Humor als *Elitenphänomen* ausgestorben und zu »Partikularformen« einzelner Milieus vulgarisiert. Schwarzer Humor ist mindestens seit den Sechzigerjahren normales Business (Le Brun). Seine Vulgärformen tauchen in meiner Auswahl karikiert als die schon genannten Realsatiren auf, die sich sehr nah, vielleicht zu nah an die Grenze des eleganten Geschmacks wagen. Die *zeitgenössischen* Autorinnen und Autoren in diesem Band eint dementsprechend, sich gegen die gesellschaftliche Großwetterlage, die sich in diesem allgemeinen Sarkasmus äußert, zur Wehr zu setzen. Im Zeitalter des schwarzen Pophumors muss sich der schwarze Humor zwangsweise neu ausformen, komplizierter werden, und zwar nicht, um die Gruppendistinktion zu gewährleisten, sondern aus Selbstschutz. Aristokratie bleibt!

Und auch der Schund! Denn hat nicht *jeder* Westmensch, ins verfassungsrechtliche Postulat der eigenen Meinung hineingewachsen, das *Recht* auf Spott, Hohn und schwarzen Humor? Wer mag es ihm verdenken – ihm, wie er klein und einzeln vor der

Macht der acht Milliarden Zeitgenossen und acht Konzerne steht? Wer gönnte dem, der täglich im TV seinen *Verzicht auf physische Gewalt* durch die krasseste und – ja – groteskeste Ausübung physischer Gewalt konterkariert sieht, nicht die kleine Dosis *symbolischer Gewalt*? Das Recht des Stärkeren ist ein Witz – wenn auch ein schlechter ...

Wo aber überschreiten diese Manöver jede Grenze zur Geschmacklosigkeit (Knott)? Was unterscheidet implizit kritischen schwarzen Humor von plattem, vom schlankweg »dreckigen« (Legman)? Als Kritik attackiert der schwarze Humor nicht nur Gesetze, Konsense. Er zielt indirekt, wie gesagt, auch auf die Widersprüche, die hinter diesen schlummern. So sehr man sich beispielsweise die Einhaltung der Menschenrechte etc. wünscht und die Masse demgemäß dressieren will, so brutal agieren Staaten selbst, wenn ihre Verfassung bedroht und der »Notstand« ausgetrommelt wird. Allzu universell scheinen sie also nicht zu sein, die »universellen Rechte«. Als Ventil für derart geschmacklose Widersprüche der »politischen Korrektheit« und ihrer Denkverbote *muss* der schwarze Humor geradezu bis zu einem gewissen Grad selbst geschmacklos sein.

Aber was ist dieser »gewisse Grad«, was das Kriterium für Geschmacklosigkeit? Da man, um diese Frage zu beantworten, nicht mehr auf verbindliche Werte zurückgreifen kann (Nietzsche), bleibt wohl nicht mehr als ein Widerspruchskriterium. Die Frage muss lauten: Ab wann hat der symbolische Gewalttäter nicht mehr bloß eine große Klappe, sondern wird zum quasi-realen Gewalttäter, *der sich nicht richtig traut*? Vor dem Hintergrund des aufklärerisch-kritischen Unterbaus des schwarzen Humors ist meine Meinung, dass die Geschmacklosigkeit dort beginnt, wo Witz und Humor *ausschließlich dem eigenen Selbstbild schmeicheln* und ergo für den Selbstbildner keine Aufklärungsfunktion besitzen.

Kurz gesagt, geschmacklos ist, wenn der Autor oder die Autorin seine eigenen Werte nicht riskiert (Kant). Ohne Eigenskepsis kein echter schwarzer Humor. Hier stellt sich umgehend die Frage, ob Blätter wie *Titanic* in Deutschland oder *Charlie Hebdo* in Frankreich überhaupt zum »Genre« gezählt werden sollen. Sie kommen

jedenfalls, ebenso wie alle Formen des Kabarets, in diesem Buch nicht vor, weil selbst dann, wenn sie Selbstkritik üben, diese Selbstkritik das eigene implizite Wertefundament nie in Frage stellt. Man »weiß halt, was falsch ist«, und gespannt wie eine Feder wartet das Publikum darauf, in dieser seiner Erwartung bestätigt zu werden. Die Funktion selbst des radikalsten Kabarets, ist demgemäß nicht Erkenntnis, sondern die Entladung, die Katharsis der eigenen Ängste. Das eigene Lebensgefühl von Produzent und Konsument bleibt, wie bei allen populären Künsten, unangetastet. Daher machen solcherart »Medienprofis«, die ihr Privatleben peinlich geheim halten, nicht selten den Eindruck schwarzhumoriger Pappkameraden. Schwarzer Humor mit gedanklicher Substanz bedeutet neben Selbstkritik inneren Widerspruch zwischen gelernten Werten und den, aus eigenen Einsichten abgeleiteten neuen Werten.

Das Kriterium ist also klar. Schwarzer Humor im engen Sinn ist immer gebrochen, notwendig widersprüchlich, weil er ideelle Widersprüche *am Leib* kenntlich macht. Was einst radikal und provokant schien, wird, wenn neue Werte konsensuell und damit zur Sitte werden, ein risikoloser Scherz. Ein Beispiel: Viele Motive von Sade, der noch in den Sechzigerjahren bestimmt nicht im Familienprogramm lief, sind im heutigen »Radikalkabarett« und Fernsehhumor risikoloser Manierismus.

Dieser schwarze Pop-Humor dient also einzig dem Entertainer und gleichgesinnten Identitären. Schwarzer Humor auf der Höhe seiner Zeit kann hingegen aus den ihm eigenen Merkmalen seine aristokratische Abkunft nicht ganz hinter sich lassen. So betrachtet, geht nicht alles, was sarkastisch ist, in schwarzem Humor auf, dessen bodenlosem Fall durch endlose Subsidenz in die Popularisierung somit eine Grenze gesetzt ist. Dies gilt unabhängig vom jeweiligen Medium. Natürlich ist der populäre »schwarze Humor« in Internet und Fernsehen epidemisch. Man denke an Fernsehserien wie *South Park*, *Six Feet Under* usw. Doch überschreiten diese Produkte *systematisch* die Geschmacksgrenze. Es ist ihr profitabler Clue. Wer müsste sich bitte durch *South Park* selbst in Frage stellen?

Und die Moral ...

Als »intellektuelles« Überlegenheitsspiel ist das entscheidende am schwarzen Humor also immer ein Umverstehen eines Gesetzes. Das Umverstehen bleibt indes auf der Stufe der Ahnung, was sich im Erleben als Stimmungslage äußert. Ein neuer Aspekt auf einen starren Gegenstand ist möglich geworden, ob dieser genauer ausgeführt wird oder nicht. Aber es sind doch Gesetze! Darf man das?

Fest steht, dass die *temporäre Hybris* immer eine notwendige Voraussetzung für den schwarzen Humor war, ist und bleibt. Denn wie gerechtfertigt, ja sogar am (rhetorischen) Verhalten *objektiv ablesbar* die Überlegenheit ist, so wird man niemals die Werte *beweisen* können, die die Grundlage der Überlegenheit bilden. Jede Denkform, auch die »härteste« Wissenschaft, fußt auf unabweisbaren Prämissen und Konventionen. Nicht nur jede Moral, jeder Gedanke wird also immer eine Frage von Konsens und Dissens, von Geschmack und Geschmacklosigkeit, von arm und reich bleiben. Das einzige Kriterium bleibt der »sichtbare Erfolg« einer Moral. Und diese »Bewährbarkeit« bemisst sich eventuell nicht langfristig, sondern bloß als *Kill-per-minute* (Grossman).

In der Tat ist dies, denke ich, die größte Frage hinter der Revolte des schwarzen Humors gegen die Macht und ihre technische und soziale Technik (Gleichschaltung durch Statistik): Ist das Denken – die wissenschaftliche Aufklärung, aus der sich diese Techniken entwickeln – ein nicht nur politisch, sondern anthropologisch stärkeres Projekt als alle Formen des Fundamentalismus? Im Moment lautet die Antwort doppelt Nein. Die Technik hat große Teile unseres (äußeren und inneren!) Ökosystems bereits zerstört. Und ihr aufklärerischer Überbau ist vielleicht gerade dabei, seinen feindlichen, äußerst doofen Ideologien zu unterliegen. Stimmt dies, so wäre die Vorherrschaft des schwarzen Humors in den populären Künsten ein ahnungsvolles Merkmal des Niedergangs. Sie wäre Ausdruck der ganz großen Niederlage, der Niederlage von Aufklärung und Technik im Dienste des Humanismus.

Ich bin kein hochprozentiger Kulturpessimist. Nehmen wir den Kampf gegen das Doofe auf! Als oppositionelle Bewegung *ohne*

rechtfertigbaren Grundwert – immerhin wird die Aufklärung nicht nur von Terrorgruppen, sondern auch von Philosophen, Psychologen, Wirtschaftsprofessoren und dem »machine learning«, kurz der westlichen Elite, zu Grabe getragen – muss der schwarze Humor, wenn er wirken soll, auch weiterhin »verheimlicht« werden, wie Breton im zweiten Manifest des Surrealismus forderte. Pst, seine Utopie wird auch weiter unausgesprochen bleiben.

So betrachtet ist nicht nur die Geheimniskrämerei Pflicht, sondern diese Vorrede eine Lüge. Möge sie von der folgenden Textauswahl gesühnt werden.

Literatur

- Allgayer, Florian und Jochen Kalka (2007) *Der Kunde im Fokus*. Heidelberg: Redline, S. 15.
- Bachtin, Michail (1985) Wolfgang Kayzers Theorie des Grotesken. In: *Literatur und Karneval: Zur Romantheorie und Lachkultur*. Frankfurt am Main etc.: Ullstein, S. 24–31.
- Bloom, Harold (2010) *Dark Humor*. New York: Bloom's Literary Criticism.
- Bourdieu, Pierre (1982) *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breton, André (1940) *Anthologie de l'humour noir*. Paris: Gallimard (dt. *Anthologie des schwarzen Humors*, München: Rogner & Bernhard 1971).
- Burghardt, Gordon M. (2005) *The Genesis of Animal Play*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Camus, Albert (2001) *Der Mensch in der Revolte*. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Chase, Alston (2003) *Harvard and the Unabomber: The Education of an American Terrorist*. New York: W.W. Norton.
- Festinger, Leon (1954) A theory of social comparison processes. *Human Relations*, 7: S. 117–140.
- Frankfurt, Harry G. (2006) *Bullshit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1905) *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*. Leipzig, Wien: Deuticke.

- Freud, Sigmund (1927) Der Humor. In: *Gesammelte Werke*, Band XIV. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 383–389.
- Graulle, Christophe (2003) *André Breton et l'humour noir: Une revolte supérieure de l'esprit*. Paris: L'Harmattan.
- Grossman, Dave (1995) *On Killing: The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society*. New York, Boston: Little, Brown and Co.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986) *Werke 14: Vorlesungen über die Ästhetik II*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hellenthal, Michael (1989) *Schwarzer Humor: Theorie und Definition*. Essen: Die blaue Eule.
- Henniger, Gerd (1966) Zur Genealogie des schwarzen Humors. *Neue Deutsche Hefte*, 13: S. 18–34.
- Hoffmann, Yoel (1986) *Der Ton der einen Hand*. München: O.W. Barth.
- Huizinga, Johan (1956) *Homo ludens*. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Hyers, Conrad (2004) *The Laughing Buddha: Zen and the Comic Spirit*. Eugene, Oregon: Wipf & Stock.
- Jahoda, Marie (1973) Konformität und Unabhängigkeit: Eine psychologische Analyse. In Martin Irle (Hg.) *Texte zur experimentellen Sozialpsychologie*. Neuwied: Luchterhand, S. 538–572 (engl. Orig. 1959).
- Janis, Irving L. (1972) *Victims of Groupthink*. Boston: Houghton Mifflin.
- Jentsch, Ernst (1906) Zur Psychologie des Unheimlichen. *Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift*, 22: S. 195–205.
- Kant, Immanuel (1781) *Critik der reinen Vernunft*. Riga: Johann Friedrich Hartknoch.
- Knott, Blanche (1982) *Truly Tasteless Jokes*. New York: Ballantine.
- Kuhn, Thomas (1996) *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kurzweil, Ray (2005) *The Singularity is Near*. New York: Viking.
- Le Brun, Annie (1968) L'humour noir. In: Ferdinand Alquié (Hg.) *Entretiens sur le Surréalisme*. Paris, Den Haag: Mouton De Gruyter, S. 99–113.
- Legman, Gershon (1968) *Rationale of the Dirty Joke*. New York: Grove Press.
- Lepenes, Wolf (1969) *Melancholie und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Malinowski, Bronislaw (1962) *Geschlecht und Verdrängung in primitiven Gesellschaften*. Reinbek: Rowohlt.
- Martin, Rod A., Patricia Puhlik-Doris, Gwen Larsen, Jeanette Gray und Kelly Weir (2003) Individual differences in uses of humor and their relation to psychological well-being: Development of the humor styles questionnaire. *Journal of Research in Personality*, 37: S. 48–75.
- McGhee, Paul E. (1979) *Humor: Its Origin and Development*. San Francisco: W.H. Freeman & Co.
- Nishitani, Keiji (1986) *Was ist Religion?* Frankfurt am Main: Insel.
- Nietzsche, Friedrich (1954) Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn. In: ders., *Werke in drei Bänden*, Band 3. München: Hanser, S. 309–322.
- Ortega y Gasset, José (1956) *Der Aufstand der Massen*. Hamburg: Rowohlt.
- Polizzotti, Mark (1996) *Revolution des Geistes: Das Leben André Bretons*. München: Hanser.
- Richardson, Alan (200) Performing bullshit and the post-sincere condition. In Gary L. Hardcastle und George A. Reisch (Hg.) *Bullshit and Philosophy*. Chicago, La Salle: Open Court, S. 83–97.
- Raab, Thomas (2015) Zur Affekttheorie. In: Eder, Thomas und Thomas Raab (Hg.) *Selbstbeobachtung: Oswald Wieners Denkpsychologie*. Berlin: Suhrkamp, S. 143–161.
- Roth, Paul (2004) *Humor ist eine ernste Sache: Flüsterwitze und schwarzer Humor in der Sowjetunion und Deutsch-Rußland*. Stuttgart: ibidem.
- Ruch, Willibald (2008) Psychology of humor. In: Victor Raskin (Hg.) *The Primer of Humor Research*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 17–100.
- Schopenhauer, Arthur (?1844) *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Band 1. Leipzig: Brockhaus, S. 67.
- Schubert, Gotthilf Heinrich von (1840) *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*. Dresden, Leipzig: Arnoldsche Buchhandlung.
- Sontag, Susan (1964) Anmerkungen zu »Camp«. In: *Kunst und Antikunst*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, S. 322–341.

- Topor, Roland (2008) Roland Topor im Gespräch mit Pierre Boncenne. In: *Tragikomödien*. Zürich: Diogenes, S. 329–346.
- Twenge, Jean M. und W. Keith Campbell (2009) *The Narcissism Epidemic: Living in the Age of Entitlement*. New York: Free Press.
- Vaché, Jacques (1979) *Kriegsbriefe*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Wiener, Ralph (1994) *Gefährliches Lachen: Schwarzer Humor im Dritten Reich*. Reinbek: rororo.
- Wiener, Oswald (1982) Eine Art Einzige. In: Verena von der Heyden-Rynsch (Hg.) *Riten der Selbstaflösung*. München: Matthes & Seitz, S. 35–78.
- Zilsel, Edgar (1976) Die Entstehung des Begriffs des physikalischen Gesetzes. In: *Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 66–97.